

ARNO GEIGER  
Der alte König  
in seinem Exil

HANSER



Kaffee. Nur der Dätt bekam Honig, außer am Sonntag, da gab es Honig für alle. Nach dem Essen wurde für die armen Seelen gebetet.

Die Kinder wurden nicht streng erzogen, sondern *streng gehalten*, so drückte man sich aus. Auch die Kühe wurden nicht gehütet, sondern *gehalten*. Das Halten der Kühe war Aufgabe der Kinder, das Halten der Kinder war Aufgabe der Eltern.

Nach heutigen Maßstäben waren die Kinder schlecht ernährt. Sie bekamen fast kein Gemüse, wenig Fleisch, viel Milch und Brot und Schmalz. Das erste Obst im Jahr wurde sehnsüchtig erwartet, es konnte passieren, dass eines der Kinder um fünf in der Früh aufwachte und sich hinausschlich, um zu schauen, ob die ersten Heubirnen heruntergefallen waren. Die Kinder legten Nester an mit dem, was sie ergattert hatten, damit sie das Gefundene nicht mit den Geschwistern teilen mussten.

Die Entbehrungen dieser Kindheit hielten sich in Grenzen, gemessen an den damaligen Verhältnissen. Stärker ins Gewicht fiel, dass Zuneigung und Aufmerksamkeit der Eltern knappe Güter waren. Aufgrund der großen Kinderzahl überstieg die Nachfrage das Angebot bei weitem. Alles musste vielfach geteilt werden.

Sowie ein Kind ein Werkzeug halten konnte, musste es helfen. Die Kleinen kümmerten sich um die noch kleineren. Beim Pferd, das vom Nachbarn geliehen wurde, mussten die Rossbremsen vertrieben werden, damit es nicht durchging. Die Kinder wurden ins Ried zum Eichelsammeln geschickt für das Schwein im Stall – Josef, der mittlere der sieben Söhne, wurde einmal bewusstlos unter einer Eiche gefunden, weil er vom Baum gefallen war. Aus dem gemähten Gras suchten die Kinder die Pflanzen heraus, die von Kühen nicht gefressen werden, Übrigstengel und Schmalzbläckter. Mit dem Handwagen fuhren die Kinder die Äpfel auf den Markt nach Bregenz. Später kam die Mam mit dem Fahrrad nach. Auf dem Heimweg haben mein Vater und der um ein Jahr jüngere Paul viel geblödel, abwechselnd durfte einer im Handwagen aufsitzen, der andere machte das Pferd. Die genagelten Holzschuhe klapperten auf dem Pflaster. Damals gehörten die Straßen noch den Kindern.

Die Redewendung, *zu einer Arbeit eingespannt werden*, war wörtlich zu verstehen. Die Buben zogen den Heuwagen und ernteten den Spott der Mädchen:

»Mit Eseln kann man Rösser sparen!«

Es gab Bubenarbeit und Mädchenarbeit. Die Buben mussten in den Stall, die Mädchen standen um fünf in der Früh auf und gingen vor der Schule auf den Acker zum Jäten.

Einmal hat ein Sturm das Maisfeld komplett flachgelegt. Die Kinder waren mit Pfählen und Draht einen ganzen Tag lang damit beschäftigt, alle Maispflanzen hochzubinden. Auf den Mais war die Familie angewiesen für den täglichen Riebel.

Man war weitgehend Selbstversorger, bis auf das Brot, das Mehl, den Zucker und das Salz. Gekauft wurde nur, was unbedingt nötig war, das Klopapier schnitt man aus alten Zeitungen, handbreite Streifen, auch dies eine Arbeit für Kinder. Mit einer großen Schere saß eines der Kinder am Stubentisch und peilte gerade Schnitte durchs Papier.

Zum Anheizen wurde ebenfalls Papier benötigt. Abfall entstand so gut wie keiner. Es gab einen Misthaufen, ein Schwein und einen Ofen.

Mein Vater wäre gerne ein Leben lang unabhängig geblieben, das war Teil der fest in ihm verankerten bäuerlichen Prägung, das hatte sich so für ihn bewährt, zum Missfallen seiner Frau und seiner Kinder, die in eine Welt des Konsums und des Wegwerfens hineinwuchsen. Die Fähigkeit, zu reparieren und weiterzuverwerten, und die von den Eltern übernommene Einstellung, die Befriedigung von Bedürfnissen aufzuschieben oder gewisse Bedürfnisse gar nicht erst zu haben, gehören zu einer Kultur, die hierzulande untergeht.

Im Keller des großen Rheintalhauses stand ein Brennkessel. In meiner Kindheit saß ich dort auf einem umgedrehten Eimer oder einem Holzklötz und schaute beim Schnapsbrennen zu. Ich liebte das Knistern des Feuers im Ofen und das Plätschern des Alkoholfadens, der in die großen bauchigen Flaschen fiel – den aromatischen Schnapsgeruch in dem überheizten Raum und die nach harter Arbeit riechenden Männer. Und draußen in der Grube der auskühlende Trester und die Dampfschwaden in den Ästen des winterlich kahlen Birnbaums.

Für meinen Vater und seine Geschwister hatte das Schnapsbrennen den Nebeneffekt, dass es an diesen Tagen heißes Wasser gab. Es wurde in einen Zuber gleich nebenan in die Werkstatt geleitet, wo hinter Maschendraht auch der Hühnerstall war. Szenen wie aus einem Italo-Western: Der Schnapsgeruch, das Gackern der Hühner, die nackten Bauernkinder im warmen Wasser – das gab es etwa zehnmal im Jahr. Zu den anderen Zeiten wuschen sich alle in der Küche am einzigen Waschbecken des Hauses: kalt.

Mein Vater bewahrte sich eine zähe Anhänglichkeit für die Lebensweise seiner Kindheit. Auch später wusch er sich vor allem am Waschbecken. Tief über das Becken gebeugt, laut prustend und stöhnend, klatschte er sich Wasser ins Gesicht, dass es meterweit spritzte. Den Waschlappen bohrte er sich mit dem Zeigefinger so tief in die Ohren und rüttelte den Finger so heftig, dass es vom bloßen Zuschauen wehtat.

Das ist die karge Ausbeute, die mir der Überlieferungszufall beschert hat – ein paar liegengebliebene Halme auf dem abgeheuten Feld.

1938 kam der Anschluss. Die Familie gehörte zu den erklärten Christlichsozialen im Dorf. Der Dätt und die Mam begriffen ihren Katholizismus nicht als reine Sonntagsangelegenheit. Zudem hatte die Familie wirtschaftlich keine Eigeninteressen, denen die neue politische Situation genutzt hätte. Dank der kleinen Landwirtschaft und der Anstellung des Dätt in der sich gut entwickelnden Stromindustrie war die Familie gegen Krisen weitgehend gefeit.

»Waffen werden vom Teufel geladen«, habe die Mam gesagt. Und der Dätt, der ein sturer Hund war, kehrte im Umgang mit seinem Schwager, dem Nazibürgermeister, zum *Sie* zurück.

Politisiert wurde in der Familie nicht. Beim Essen hatten alle den Mund voll, und zum Sitzenbleiben danach war keine Zeit, alles zackzack, Essen runter und zurück an die Arbeit. Dann wurde Emil, der älteste Sohn, aufgefordert, endlich der Hitlerjugend beizutreten, er weigerte sich mit dem Argument, er sei beim Roten Kreuz. Als ihm angedroht wurde, er werde von der Schule fliegen, wenn er nicht umdenke, ließ

sich der Dätt auf die Konfrontation ein. Das Ergebnis war, dass Emil an der Wirtschaftsoberschule bleiben durfte, der Familie aber die Kinderbeihilfe gestrichen wurde für die damals acht Kinder. Weitere Schwierigkeiten bekam die Familie nicht, im Gegensatz zu den unmittelbaren Nachbarn, die an den Pranger gestellt wurden durch ein Schild am Haus: *Diese familie ist gegen das deutsche Volk.*

Paul erinnert sich an das kleine *f* in *familie*. Er sei elf oder zwölf gewesen und einige Zeit vor dem Schild gestanden, er habe sich über die falsche Rechtschreibung gewundert.

Im Nachbarhaus wohnte ein frisch verheiratetes Paar. Von der Frau übernahm mein Vater im Frühling 2009 das Zimmer im Pflegeheim, kurz nachdem die Frau vierundneunzigjährig gestorben war. So sind Biographien auf dem Dorf verknüpft.

Der Vater und seine schon schulpflichtigen Geschwister waren zu Beginn des Krieges Volksschüler und Gymnasiasten. Dass sie eine weiterführende Schulbildung ermöglicht bekamen, lag einerseits am Respekt der Eltern vor Bildung als Alternative zur kleinen Landwirtschaft, die höchstens einem der Kinder das Auskommen sichern konnte, andererseits an der Freude über die Begabungen des Nachwuchses. Obendrein wusste man es zu schätzen, dass Schulkinder zu Hause mehr mitarbeiten konnten als Lehrlinge. Nichts sprach gegen die Schule, außer bei Robert, dem drittjüngsten Sohn, der das Gymnasium hinschmiss, weil er Angst hatte, man wolle einen Pfarrer aus ihm machen.

Im Februar 1944 erhielt der Vater die Kriegsmatura und wurde eingezogen, ein siebzehnjähriger Gymnasiast bäuerlicher Herkunft, ein in seinem Ernst gestörter Ministrant mit geringer Weltkenntnis und mangelnder Lebenserfahrung – *kein Kind mehr und noch kein Erwachsener, kein Militär und doch kein Zivilist*, wie Andrej Belyj diese Schülersoldaten nennt.

Vom Arbeitsdienst wurde er Mitte 1944 zur Wehrmacht überstellt. Dem drei Jahre älteren Bruder Emil und dem ein Jahr jüngeren Paul erging es ähnlich. Die Zuhausegebliebenen verfolgten die politischen

Entwicklungen jetzt notgedrungen mit mehr Interesse, aus Sorge um die eingezogenen Brüder und Söhne, die Buben – wenn man wochenlang nichts von ihnen gehört hatte: Was wird wohl sein? Emil hatte Glück. In Afrika geriet er rasch in amerikanische Gefangenschaft und verbrachte den Rest des Krieges in Montana als Verbindungsdolmetscher. Von ihm kam nach einiger Zeit Post, somit wusste man ihn in Sicherheit. Paul wurde 1945 in Italien von den Neuseeländern gefangen genommen. Im Lager bei Bari habe er sich mit Handarbeiten ein Zubrot verdient, mit Nadeln, die er aus Zaundraht gemacht hatte, strickte er aus aufgetrennten Pulloverärmeln Mützen für Mitgefangene, die unter der Sonne litten oder optisch etwas hermachen wollten. Seine eigene Mütze habe er noch lange nach dem Krieg getragen.

Da Paul erst siebzehn war, kam er bereits im Sommer 1945 nach Hause. Die Heimkehr war nicht angekündigt; unbemerkt von allen ging er zuerst in den Stall zu den drei Kühen, dann in die Brennerei, wo der Vetter Rudolf Schnaps brannte. Der Vetter Rudolf stieg ihm voraus die hintere Treppe zur Küche hoch, dort arbeitete die Mam, die wenige Tage zuvor ihr zehntes Kind, einen Buben, wenige Stunden nach der Geburt verloren hatte. Die Nabelschnur hatte sich um den Hals des Kindes gelegt.

Der Vetter Rudolf sagte:

»Du, Theres, hier ist ein Soldat, der um Unterkunft bittet.«

Sie habe gezögert, denn das Haus war trotz der Abwesenheit dreier Söhne voll. Dann sei Paul aus dem Schatten der Tür getreten, und die Tränen seien ihm die Wangen hinuntergelaufen.

Auch für meinen Vater hatte es am Anfang gut ausgesehen. Während der Ausbildung erhielt er wegen einer hartnäckigen Infektion am rechten Unterarm zweimal Genesungsurlaub. Kaum war die Wunde verheilt, bot er an, nach Hause zu fahren und *dem Verein* für die Weihnachtsfeier Schnaps zu holen. Zwei Adventswochen in Wolfurt. Doch im Februar 1945 wurde er an die Ostfront verlegt, als achtzehnjähriger Kraftfahrer ohne Führerschein. In Oberschlesien baute er einen schweren Unfall, weil ihm auf einem vereisten